

Erscheint jeden Mittwoch.  
Preis jährlich 3 Rubel  
mit Übersendung.

# Klemens

Adresse: Саратовъ, типо-  
литографія Г. X. Шель-  
горъ въ К<sup>о</sup>.

**Inhalt.** Zum Jahresluß. — Am Weihnachtsabend. — Kreuz und Halbmond. — Unliebame Überraschungen bei Weihnachtsbescherungen. — Korrespondenz. — Preßstimmen. — Aus Welt und Kirche. — allerlei. — Anfindigungen.

Wir bitten, alle Zuschriften von nun an so zu adressieren: *Саратовъ, Типо-Литографія Г. X. Шельгоръ и К<sup>о</sup>.*

## Zum Jahresluß.

Den 22. Dezember 1901.

Noch wenige Tage — und ein ganzes Jahr, ein bedeutender Abschnitt unseres kurzen Erdenlebens, ist wieder vorüber. Ein ganzes Jahr — eine lange Zeit, wenn sie vor uns liegt, und wir die Hunderte von Tagen und Tausende von Stunden zählen; ein ganzes Jahr — eine kurze Zeit, wenn wir sie erlebt und darauf zurückblicken. Und wie dieses, so sind auch alle unseren früheren Lebensjahre rasch enteil; immer kommt uns die Vergangenheit, mag sie noch so lange gedauert haben, vor wie ein kurzer Traum.

Schnell entflieht die Jugendzeit, rasch durchweilen wir das Mannesalter, und bald stehen wir am Lebensabend. „Das Kind,“ sagt der hl. Hieronymus, „wird geschwind zum Knaben, der Knabe schnell zum Jüngling, der Jüngling alsbald zum Mann, und der Mann, er sieht sich eher zum Greise geworden, als er sich verwundern kann, daß er nicht mehr jung sei.“ „Alles,“ so heißt es im Buche der Weisheit, „ist vorübergegangen wie ein Gilbote, wie ein Schiff, das durch die Meeresflut jegelt und keine Spur seines Weges zurückläßt; wie ein Vogel, der durch die Luft fliegt; wie ein Pfeil, der die Luft zerteilt, die sich bald wieder schließt, so daß man nicht weiß, welchen Weg Vogel und Pfeil genommen haben.“

Mit eilender Schnelligkeit fließt der Strom der Zeit an uns vorüber und zieht uns unaufhaltsam mit sich fort, bis er unser letztes Lebensjahr in das Meer der Ewigkeit hineinwälzt. „Obgleich wir,“ schreibt der hl. Ambrosius, „dem Körper nach nicht zu gehen scheinen, so schreiten wir doch der Zeit nach vorwärts. Wie diejenigen, welche im Schiffe schlafen, von den Winden in die Häfen geführt werden, obgleich sie im Schiffe kein Gefühl vom Hineilen des Schiffes haben, so drängt doch der Lauf des Schiffes sie dem Ziele zu, ohne daß sie es merken; so wird jeder von uns, indem der Lauf der Zeit hinführt, zum eigenen Ziele geführt, während der Lauf selbst unbemerkt bleibt.“

Eine recht sinnige Umschrift setzten die Bürger einer Stadt in Italien auf das Zifferblatt ihrer Stadtuhr mit den Worten: „Quaeque vulnerat, ultima necat“ d. h. „eine jede verwundet, die letzte tötet.“ Eine jede Stunde bringt unserer Lebenszeit eine Wunde bei, indem sie einen Teil davon wegnimmt, die letzte bringt uns den Tod. Ist der letzte Augenblick gekommen, so bleibt der Zeiger an der Uhr des Lebens stehen; sie ist abgelaufen auf immer.

„Was ist das Leben?“ fragt der hl. Augustinus, und er antwortete: „Ein eiliger Lauf zum Grabe.“ Und diese so rasch und eilig dahinfliehende Zeit ist von der allergrößten Wichtigkeit für die Ewigkeit. Die meisten Menschen wünschen sich ein langes Leben; aber nicht die lange Dauer der Jahre, sondern der Ernst und Eifer, womit wir davon für unsere Bestimmung Gebrauch machten, ist das Entscheidende beim Gerichte des Herrn. Wir sind nicht Herr über die Zeit; sie ist ein uns von Gott anvertrautes Gut, worüber wir ihm Rechenschaft schuldig sind; wir sollen uns durch gute Anwendung derselben die ewige Seligkeit erkaufen. Vor Gott gilt nur die Zeit, die wir in seinem Dienste zubrachten.

Wären wir zurück in das ablaufende Jahr, zurück in alle früheren, die wir bereits erlebt, müssen wir uns da nicht gestehen, daß wir unsere Zeit nicht zu dem von Gott gewollten Zwecke verwandt haben? Zähle ab alle die Stunden und Tage, welche den weltlichen Sorgen, dem Nichtsthun oder gar der Sünde gewidmet waren und sieh, wie viele Zeit übrig bleibt, in der du für Gott und deine Seele gelebt hast. Ist es nicht ein winziger Teil gegen die lange Lebenszeit? Und bedenke nur, dieser kleine Teil ist für Gott und die Ewigkeit gewonnen, der bei weitem größte Teil aber nutzlos verloren auf immer. „Jeder Augenblick,“ schreibt der hl. Augustinus, „der nicht für Gott verwendet wird, ist eine ewig verlorene Zeit.“

Gehe deshalb nicht leichtsinnig und gedankenlos an der Jahresmende vorüber. Halte einmal ein und bleibe stehen und denke ernstlich nach über die vergangene Zeit. Siehe, ein Jahr geht wieder zu Ende, ein Jahr bricht wieder an. Tritt aus dem alten Jahre nicht ein in das neue ohne den festen Entschluß, alle Zeit, die Gott dir noch schenkt, wohl zu benutzen. Nimm dir vor, fürderhin alle Sünde und jedes Unrecht zu meiden; kaufe die verlorene Zeit wieder los durch Werke der Buße und Gottseligkeit. Bedenke, wie rasch und eilig die Zeit entflieht, und die verlorene nie wiederkehrt.

„Noch bist du nicht in die Hölle hinabgestiegen, wo niemand den Herrn preist,“ sagt der hl. Joh. Chrysostomus; „noch bist du nicht vom Kampfplatze weggenommen; noch stehst du mitten auf der Rennbahn und kannst durch den letzten Sieg alle deine Verluste ersetzen; noch bist du nicht dorthin gebracht, wo der Reiche gequält wird, und wo du hörst, daß ein Abgrund sei zwischen dir und jenem; noch ist die Zeit der Rechenschaft nicht angekommen: benutze die Zeit und verschaffe dir Nachlassung der Sünde!“

\* \* \*

Es ist bereits das fünfte Mal, daß der „Klemens“ die Freude hat, seinen lieben Lesern und Leserinnen zur Jahres-

wende die herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Wie gerne möchte nun der Schreiber des „Klemens“ auch in diesem Jahre in jedes Haus und in jede Familie gehen, wo unsere Wochenschrift erhalten wird, und sich dort selbst davon überzeugen, daß in dem Haus und in der Familie auch der rechte Geist wohnt, den unsere Zeitschrift zu verbreiten bestrebt ist, und den sie in jede Familie hineinbringen und darin hegen und pflegen möchte: den Geist des wahren häuslichen Glückes auf religiöser, sittlicher und christlich-sozialer Grundlage. Das ist wahres häusliches Glück, das da aufgebaut ist auf religiöser Grundlage; auf anderer Grundlage kann man gar kein häusliches Glück aufbauen. Ferner muß die Grundlage auch sittlich sein, um das häusliche Glück darauf bauen zu können, und christlich-sozial. Da nun aber die Religion die guten Sitten stärkt und fördert und zugleich das christliche Gesellschaftsleben, das alle Stände in Liebe umschließt, so wohnt, wenn nur in einer Familie der Geist des wahren Christentums ist, dort auch das sittliche Glück und das Glück des christlichen Gesellschaftslebens welche alle zusammen das häusliche Glück ausmachen.

Unsere Wochenschrift „Klemens“ war und ist nun stets bemüht, das häusliche Glück im obigen Sinne zu fördern, inwiefern in seinen Kräften steht; zur völligen Lösung dieser wichtigen Aufgabe bedarf er aber der Unterstützung, die sich in Lieferung von passendem Material und in der möglichst weitesten Verbreitung unserer Zeitschrift ausdrücken kann. Nur auf solche Weise, nur durch vereinte Kräfte können wir ein Blatt schaffen, das jedermann Bewunderung abzwängen und eine achtbare Stellung einnehmen wird. Im entgegengesetzten Falle muß aber die Zeitung „mager“ werden und mit der Zeit eingehen, was einen unabsehbaren Verlust nach sich zieht, den gewiß niemand auf sein Gewissen wird nehmen wollen. Daher dürfen wir wohl die Hoffnung hegen, daß die hochwürdigen Herren Geistlichen, Lehrer, Schreiber und alle, die die Feder führen können, uns ihre werthe Mitarbeiterschaft nicht versagen werden, um so mehr ist dieses erlaubt zu erwarten, da unser gegenwärtig glorreich regierender H. Vater Leo XIII. und Seine Vorgänger so oft und so eindringlich die Notwendigkeit der Mitarbeiterschaft in den katholischen Zeitungen hervorgehoben haben; auch alle Katholikentage kamen immer wieder auf diese Frage zurück, und die Aussprüche der Bischöfe diesbezüglich sind gar nicht alle aufzuzählen.

Das Schweigen unserer Katholiken in ihrem Organ ist daher nicht ganz gut begreiflich. Berühre, — und mögen sie manchmal auch noch so grob sein — die hin wieder in der Zeitschrift vorkommen können, erklären es nicht, denn in diesem Falle wäre ja das einfachste Mittel, der Redaktion offen und rückhaltlos die Meinung zu sagen, anstatt aufzuhören zu schreiben oder gar das Blatt einzustellen. Gewiß wird die Redaktion jeden Wink mit der größten Dankbarkeit entgegennehmen und auch jeder sachlichen und maßvoll gehaltenen Ansicht in den Spalten ihres Blattes gern Raum gewähren. Freilich, man war bisher außer Stande, die Arbeiten und Mühen der opfervollen Herren Mitarbeiter auch nur einigermaßen zu entgelten und den beständigen Mitarbeiter in der Redaktion nach Gebühr zu belohnen, aber das soll vom nächsten Jahrgange anders werden: der Verlag ist bereit, ein kleines Honorar zu bestimmen, das mit der Zeit erhöht werden kann, wenn die Zahl der Abon-

nenten wächst; auch sollen an wichtigeren Orten eigene Korrespondenten eingeladen werden, auf die man sich verlassen kann. Dann wird wohl der „Klemens“ die Höhe erreichen, auf der ihn ein jeder Katholik sehen möchte. Man bedenke nur, welch unermesslicher Schaden entsteht, und welch große Verantwortung wir alle auf uns nehmen, wenn unser Blatt eingeht! Das Bedürfnis zu lesen ist bei unseren Deutschen, besonders im Süden schon Gott sei Dank da, kommen wir diesem nicht entgegen, so greifen unsere Leute zu protestantischen Blättern. Man könnte wohl einwenden, daß es ja auch ausländische katholische Zeitungen gibt, die noch besser sind. Ganz richtig! aber schildern die unsere Leiden und Freuden, beleuchten die unser Leben und Streben beschäftigen die sich überhaupt mit uns? Nein, sie sind und bleiben uns fremd, mögen sie auch noch so gut sein. Also, lieber Leser und liebe Leserin, werdet für unseren und Euren „Klemens!“ — Indem wir zum Schluß an alle T. P. Katholiken unserer Diözese noch einmal die herzlichste und innige Bitte richten, nach Kräften der von uns vertretenen guten Sache beizustehen, wünschen wir allen Gönnern und Mitarbeitern von Herzen recht viel Glück und Segen zur Jahreswende!

A—s.

Am Weihnachtsabend.

(Fortsetzung.)

**G**enau ein Jahr nach dem Hinsiege der kleinen, lieben Anna war es. Wieder grünten die Tannenbäumchen dem heiligen Abende entgegen, bald wieder erstrahlten sie zur Nachtzeit in paradiesischem Glanze. Und das Raushgold und die Silberfäden rieselten herab durch die dunklen Zweige wie der wunderbare Zauberregen aus einem Feenmärchen.

Auch Ignaz sollte diesmal sein Bäumchen haben. Die Kunden der armen Frau wollten diese samt dem Knaben zur reichen Bekleidung einladen. Der Arzt aber hatte gesagt, und die guten Herzen verstanden sein Wort: Die Mutter soll ihm das Bäumchen zurichten! Sie soll ja auch am heiligen Abende sich freuen, nicht als eine Arme, als eine Beschenkte, sondern als Gekerkte, als Speiseverin der Freude.

Schon am Tage vorher, als Ignaz in der Schule war, brachten zwei Diener der freudig erlaunten Frau einige praktische Geschenke, einen kleinen Tannenbaum, Kerzen, Zuckerwerk und was sonst noch dazu gehörte, auch eine Flasche Wein für die kommenden Feiertage.

Mit dem tiefsten empfundenen Danke gegen ihre edlen Wohlthäter und gegen Gott, der ja die Herzen lenkt, trug sie all die Herrlichkeiten hinüber zur braven, teilnehmenden Nachbarin und machte sich daran, das Bäumchen zu schmücken. Sie that dabei so manchen Seufzer.

„Wie dank ich Gott, daß er die drückende Not von mir genommen: aber froh werden kann ich in diesem Leben doch nimmer! Allgütige Herzenswünsche können zwar heilen, aber die Narben bleiben! Und kommen die Tage der Erinnerung, dann sind sie wie seuchtes Wetter, das die alten Schmerzen wieder lebendig macht. Bald werden es vier Jahre, daß mein Mann . . .“ Sie konnte nicht weiter reden, denn alles Weh erwachte, und Thränen erstickten ihre Stimme.

„Frau Werner,“ sagte die Nachbarin, „Ihr Schmerz ist sehr natürlich; aber lassen sie darob den christlichen Mut nicht sinken. Sehen Sie nur, in unserem ärmlichen Dachstübchen, da ist der Himmel ja so greifbar nah. Man meint, mit den Händen könnte man ihn erfassen. Mir ist immer, wenn ich so hinaussche, als schäue Gott der Herr grade selber auf mich herunter. Da ist denn alles recht und alles gut, wie immer es auch kommen mag. Wer hinüber denkt und nach dem Himmel strebt, den drückt das Kreuz auf dieser Erde nicht zu Boden!“

„Es sei ferne von mir,“ entgegnete Frau Werner, „über mein Los zu murren. Der Herr ist gerecht, und ich habe es gewiß nicht

besser verdient; aber mir geschieht dabei so hart! O könnte ich doch alle Mädchen, die glauben, erwachsen zu sein und sich über das vierte Gebot hinaussetzen zu dürfen, könnte ich sie warnen und ihnen mein Beispiel so recht klar vor Augen stellen! Wäre ich den Wünschen und Ermahnungen meiner erfahrenen Eltern gefolgt, hätte ich als gehorames Kind meiner Neigung entsagt und nimmer einem Werber die Hand gereicht, der gegen ihren Willen war: alles Elend, all das entsetzliche Leid wäre mir erspart geblieben!"

„Freilich, freilich!“ riefte Frau Grete, „es ist hart, sehr hart, so verlassen in der Welt dazustehen!“ — „Ihr Mann,“ fuhr sie fort, „war im Grunde kein verdorbener Mensch, aber der schreckliche Leichtsin, der hat ihn und Sie unglücklich gemacht.“

Frau Werner stand eine Weile still am Fenster. An ihrem Geistesauge zog die Vergangenheit vorüber. — Sie sah das Geschäft im besten Gange. Dann sah sie, wie lockere Gesellen ihren Mann in leichte Gesellschaft brachten; wie er da sein Geld, dann auch allgemach ihr eigenes kleines Vermögen verpielte, wie er das Arbeiten verlernte, und was weit schlimmer war, als all dies, wie er mit der Zeit sich auch von Gott selbst und allen christlichen Gewohnheiten los sagte! — O wie rasch war nun das Elend herein gebrochen, das Geschäft aufgegeben, die Möbel gepfändet, die schöne, freundliche Wohnung verlassen und in das arme Dachstüblein gezogen; so war's gekommen, Schlag auf Schlag. Die Händarbeit der Frau genügte nicht, um dreier Hunger zu stillen. Der Mann mußte auch zugreifen; er arbeitete für einen Juden.

Werner lebte mit seiner Familie von der Hand in den Mund. Der Tag des Herrn war ihm nimmer heilig. Er arbeitete an Sonn- und Feiertagen wie in der Woche. Was half's? Der Segen Gottes war gewichen. Um das Elend zeitweise zu vergetten, ergab sich der Unglückliche zuletzt dem Branntwein. An jenem Morgen, wo das kleine Anuchen geboren war, hatte er in einem Anfälle von Verzweiflung das Haus verlassen — und war nimmer wiedergekehrt. Die Nachforschungen der Behörde hatten zu keinem Resultate geführt, die Tagesblätter meldeten ihn als verschollen, — eine Verwandte, die sich der Herabgekommenen schämte, will ihn, als sie auf dem Fischmarke Einkäufe machte, mit verlorner Miene an sich vorbei direkt dem Wasser zufließen gesehen haben. Sie war so dienstfertig gewesen, diese Nachricht wenige Wochen nach Werner's Entfernung, nachdem sie die betreffende Notiz in der Zeitung gelesen, der unglücklichen Frau selber ins Haus zu bringen.

Welch ein Schlag für Frau Werner! Ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder — vielleicht ein Selbstmörder! — Nur die Liebe zu den Kleinen hatte sie noch am Leben erhalten, ihr Kraft verliehen, zum nötigen Unterhalte Tag und Nacht auf das angestrengteste zu arbeiten. Endlich mußte die arme Mutter auch ihr holdes Kind, das sie aufgezogen hatte mit übermenschlichen Opfern, durch den Tod verlieren.

So traurige Umrisse enthielt das Bild, wie es sich vor dem Gesichte der armen Frau aufrollte.

„Mut, Mut und Gottvertrauen!“ mahnte nun wieder die Nachbarin. „Haben sie noch nie gesehen, wie sich die gebeugten Palme nach einem heftigen Gewitter aufrichten? — Wir ist immer, als würde es Ihnen noch recht gut gehen im Leben. Wie viele haben wiedergefunden, was sie verloren glaubten!“

Ignaz ahnte nichts von der großen Überraschung, die ihm bevorstand. Er hat nur die Mutter, sie möge ihn auf den sogenannten „Christkindlmarkt“ führen, damit er wenigstens an dem, was andere Kinder bekämen, entsetzt seine Augen weide.

„Nun, Ignaz,“ befahl die Mutter am heiligen Abende, „gehe in die Kirche zur Abendandacht, bereite Dein Herz für die hohe Weihnacht und sprich: „O Du liebes Christkind, mache, daß ich auch so gut und gehorham werde wie Du!“

Der Knabe hatte sich kaum entfernt, als Frau Werner zur Nachbarin hinüberging, das Bündchen und die Bescherung abzuholen.

Als Ignaz heimkam, war die Thüre abgeschlossen. Nachdem er mehrmals gepocht hatte, klingelte es drinnen — wie jetztam!

„Was ist denn das?“ fragte er betroffen.

„Das ist das „Ave“ der Weihnachtsengel,“ sagte die Mutter, indem sie die Thüre öffnete. — Blendende Helle floß heraus auf die Dielen und ergoß sich über das Kind, das mit großen Augen

und ausgebreiteten Armen stumm vor Überraschung, außer sich vor Entzücken, dem nie gesehanten Prachtbilde gegenüberstand, wie etwa ein Menschenkind, dessen Leib im Tode erlarrt, während schon die gerettete Seele den ersten Blick der Beweiung in die unbekannte Welt des ewigen Himmels thut.

(Schluß folgt.)

## Kreuz und Halbmond.

Die Befreiung Wiens von der Belagerung der Türken  
(12. September 1683.)

(Schluß.)

**D**urch die Eroberung Cyperns haben wir auch einen Arm abgeschritten; durch die Vernichtung unserer Flotte habt ihr uns nur den Bart geschoren; nun aber ein abgeschrittener Arm wächst nicht von neuem, während ein abgeschorener Bart um so kräftiger wiedererhrt.“ So sprach der türkische Großvezir zu einem Venetianer nach der Schlacht bei Lepanto. Auf diese Weise wollte er sich selbst trösten, doch vergebens. Die Türken hatten den größten Teil ihrer Bedeutung verloren und blickten nach und nach immer mehr davon ein. Durch glänzende Siege der Christen wurde ihre Landesmacht ebenfalls untergraben und vernichtet. Der Sultan Muhammed IV. (1648—1687) hatte den Plan gefaßt, einmal einen weiten Feldzug in Europa zu vollführen und wiederholte immerfort: „Danzig! Danzig!“ Im Jahre 1673 brach er daher mit einem großen Heere auf. Dem Polkenreiche drohte die größte Gefahr. Doch es fand einen Retter an Johann Sobieski. Er ging dem Feinde rasch entgegen. Im Oktober stand er am Dnjepr. Seine Soldaten wollten nicht übersetzen. „Wenn ihr nicht mit mir wollt,“ sagte Sobieski zu ihnen, „so begrabet mich hier, jedenfalls seid ihr ohne mich verloren.“ Nun gehorchten sie ohne Zögern. Sobieski wandte sich gegen Choczim, (lies Chofschim) ein festes Schloß unweit Kamenez. Die Türken hatten hier ein starkes Lager: 80,000 Mann und viele Geschütze. Von Seite des Flusses war Choczim unheimbar, daher wagte Sobieski am 9. November 1673 einen Sturm vom Lande aus. „Fliehen,“ rief er seinen Streiter zu, „ist nicht mehr möglich. Hier wird das Schickal Polens entschieden. Ihr werdet euch von euren Kindern nicht nachsagen lassen wollen, daß das Vaterland gerettet worden wäre, wenn ihr nicht geflohen wäret.“ Am 11. November führte er den Hauptsturm über die tiefen Gräben und Wälle. Er gelang. Drei Stunden dauerte das Schlachten. Da suchten die Türken ihr Heil in der Flucht über die Brücke. Diese brach zusammen, und mehr als 10,000 fanden im Flusse ihren Tod. Die Festung Choczim ergab sich. Als Siegeszeichen der Christen wurde die große grüne türkische Fahne nach Rom gebracht und in der Peterskirche aufgehangen. Unter großem Jubel kam Sobieski nach Warschau und wurde am 20. Mai 1674 zum Könige von Polen gewählt. Er hatte nun nach öfters mit den Türken zu thun. Unsterblichen Ruhm hat er sich erworben durch die Vernichtung der Türken bei Wien.

Muhammed IV. hatte durch den bei Choczim erlittenen Verlust seine Eroberungslust nicht eingeblüht. Er rüstete sich alsbald zu einem neuen Feldzuge, und diesmal wollte er Wien unter seine Gewalt bringen, damit ihm der Weg ins Abendland offen stehe. Sieben Jahre rüstete man in allen Theilen seines Reiches mit der größten Emsigkeit. Es schien, als wollte er durch die Größe seines Heeres ganz Europa ködriken. Zum Oberbefehlshaber seines Heeres ernannte er Kara Mustafa. Mit einem Heere von 200,000 Mann, 2000 Kanonen, 300 Kanonen und vielen Elefanten brach dieser gegen Wien auf. Jeden Tag vermehrte sein Heer sich noch. Durch die Bemühungen des Papstes Innocenz XI. (1676—1689) war ein Bündnis zwischen dem Kaiser Leopold und dem Polenkönige Sobieski glücklich zu stande gekommen. Der Kaiser versprach 60,000 und der König 40,000 Mann zu stellen. Kara Mustafa ging unmittelbar auf Wien los. In der Hauptstadt konnte man alsbald den Zug der Türken wahrnehmen, denn hohe Rauchwolken stiegen gegen Himmel empor, wo die Osmanen daherkamen. Tausende wurden in die Sklaverei geschleppt, Tausende einfach niedergemetzelt.

In Petersdorf hatten sich die Bürger mit Weib und Kind in die Kirche geflüchtet. Der Pascha versprach ihnen freien Abzug,

wenn sie ihm 4000 Gulden zahlen würden. Dazu waren die Belagerten bereit. Eine Jungfrau unter einem Kranze, eine Fahne in der Hand haltend, ging voran. Die verlangte Summe wurde in drei Schiffsleuten ausbezahlt. Jedoch sobald alle im Freien waren, wurden sie niedergebunden, 3800 an der Zahl. Soviel galt dem Pascha das Ehrenwort! Die Nachricht hiervon, welche durch glückliche Flüchtlinge nach Wien überbracht wurde, versetzte die Einwohner in Schreden. Am 14. Juli 1683 war Wien von den Türken eingeschlossen. Ein großes Glück war es, daß die Hauptstadt zu ihrem Verteidiger den rechten Mann hatte. Es war Ernst Rüdiger, Graf von Starhemberg, ein Mann von großer Entschlossenheit und Kriegserfahrung. In wenigen Tagen hatte er die vortrefflichsten Vorsichtsmaßregeln getroffen und ermahnte die Bürger, die Waffen zu ergreifen. „Ich meines Theils,“ sprach er, „bin meines Freundes Todes gewohnt, und ihr werdet euch auch nicht unter ein solches zwingen lassen wollen. Lieber wollen wir eines rühmlichen Todes sterben, als uns den Feinden ergeben. Nun, ihr lieben Bürger und Spiegelgellen, folget mir, eurem Anführer, herzhast und getroßt nach, der ich entweder rühmlich zu siegen oder ritterlich zu sterben gedente.“ Voll Begeisterung schlossen sich ihm die Bürger an. Kaufleute, Bäcker, Schuster, Studenten suchten sich durch Tapferkeit zu überbieten. Auch die Geistlichen bewiesen großen Mut und Aufopferung. Obenan war der Bischof Leopold Kolonitsch. Früher war er Maltererritter gewesen, hatte sich ausgezeichnet im Kriege gegen die Türken in Kaudia, manche Galeere genommen, manchen Kesselschweiß erobert, dann war er in den geistlichen Stand getreten, Bischof von Neustadt geworden und im Augenblicke der Gefahr nach Wien gekommen. Hier tröstete er Kranke und Sterbende und begeisterte Mutlose. Eine andere Hilfe hatten die Belagerten an einem Schlesier Elias Kühn. Er war ein Meister im Mienenkrieg. Die Türken hatten 25000 Zelten im Halbmond um die Stadt aufgeschlagen. Durch besondere Pracht ragte dasjenige des Großwirts hervor. Mehrere Stürme wurden glänzend zurückgeschlagen. Als Kara Mustafa um Waffenstillstand bat, um die Toten zu begraben, erhielt er zur Antwort, man habe nur Gefunde, er solle nur fort kämpfen, die Wiener seien bereit, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Außer der großen Glocke vom St. Stephans-Dom wurden keine anderen gekautet. Sobald jene erscholl, nahm ein jeder seinen Kampfplatz ein. Zu allem Glende brach in der Stadt noch eine Krankheit aus, viele Verteidiger starben, viele lagen in den Krankenhäusern. Die Pulvervorräte gingen zu Ende, die Lebensmittel waren beinahe alle aufgezehrt. Vom Stephanssturm flogen jede Nacht eine Menge Raketen in die Luft, als Zeichen großer Not. Am 6. September hatte die Not ihren Höhepunkt erreicht, aber die Hilfe war auch am nächsten. Es nahte ein Entjahsheer. Durch die Geldspenden des Papstes Innocenz XI. war es dem Polenkönige Sobieski ermöglicht worden, zur Rettung Wiens mit einem Heere zu erscheinen. Mit ihm vereinigten sich noch einige andere Fürsten, so daß das Entjahsheer bis auf 84000 Mann sich belief. Der Tag der Entscheidung war ein Sonntag, der 12. September 1683. Ein vom Papste Innocenz XI. gesandter Kapuzinerpater Marco d'Aviano, der im Rufe der Heiligkeit stand, las die hl. Messe, teilte die Kommunion aus, segnete das Heer, indem er sprach: „Im Namen des Heiligen Vaters sage ich euch, der Sieg ist euer, wenn ihr auf Gott vertraut.“ Sobieski schlug seinen Sohn zum Ritter, erinnerte seine Polen, daß es derselbe Feind sei, den sie bei Choczim zertreten hätten, und unter dem Rufe: „Gott ist unser Beistand,“ wurde das Zeichen zum Kampfe gegeben. Vom Morgen bis zum Abende wurde furchtbar gekämpft. Endlich mußte der Feind nachgeben und wandte sich zur Flucht. Hätte die allzu große Müdigkeit die Christen nicht gehindert am Verfolgen, so würden die Türken wohl ganz vernichtet worden. Die Beute war unermesslich. Man fand im Lager 370 Kanonen, 15,000 Zelte, 10,000 Büffel und Ochsen, 5000 Kamele, 10000 Schafe, 100,000 Ketzen Korn und eine Unmasse Kaffee. Bischof Kolonitsch ging auch ins Lager nach Beute, aber worin bestand die? 500 gefangene Christenfinder sammelte er und ließ sie erziehen. Unter großem Jubel zog Johann Sobieski in die Stadt ein. In der Augustinerkirche liete er nieder, und aus voller Seele erscholl aus dem Munde aller ein herzliches: „Großer Gott, wir loben dich!“ Viele riefen: „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes.“ Die Freude war unbeschreiblich groß. Als der hl. Vater Innocenz XI. die Sieges-

nachricht erhielt, weinte er Thränen der Freude. Wie gut war sein Geld angebracht worden! Ohne dasselbe hätte der Polenkönig sein Heer zur Rettung Wiens nicht in Bewegung setzen können. Vor unglücklichen Übeln blieb die abendländische Christenheit durch diesen Sieg bewahrt. Gott, dem Höchsten, sei immerwährender Dank dafür! —

Wie durch die Schlacht am Lepanto die Seemacht der Türken vernichtet wurde, so hat der Sieg der Christen bei Wien ihrer Landmacht den empfindlichsten Stoß verursacht. Die schreckbare Unüberwindlichkeit der Türken ver schwand, und an ihre Stelle stellte sich eine Schwäche ein, die das Reich schon zur Auflösung gebracht haben würde, wenn von außen keine Stärke hinzugekommen wäre.

R—s.

**Unliebame Überraschungen bei Weihnachtsbescherungen.**

**D**urch folgende zwei drollige Erzählungen soll bewiesen werden, daß man durch Geschenkegeben und -nehmen sich sehr leicht unliebamen Überraschungen und Enttäuschungen aussetzen kann.

Großvater Niklas hatte bei der letzten Feier seines Namens-tages, die im Kreise seiner Gattin und zweier auswärtig verheirateten Kinder, einem Sohne und einer Tochter, begangen wurde, so ganz beiläufig den Wunsch geäußert, einen recht bequemen Lehnstuhl zu besitzen, in welchem er seine alten Glieder etwas ausruhen lassen könnte. Es hätte nun nahe gelegen, daß die genannten Angehörigen sich nachher über die gemeinsame Anschaffung des gewöhnlichsten Gegenstandes beraten und geeinigt hätten; aber das dunkelte ihre Eigenliebe und Selbstsucht nicht. Jeder dachte im stillen bei sich: Halt, da hast du eine schöne Gelegenheit, dem Großvater ein besonders angenehmes Weihnachtsgeschenk zu machen und so lieb' Kind bei ihm zu werden.

Schon gleich am folgenden Tage gieng die Großmutter zum Schreiner des Ortes und bestellte bei ihm einen jener kräftigen, eichenen Großvaterstühle, wie man sie wohl gegenwärtig noch in alten Bauernhäusern antrifft. Als Großvater am Weihnachtsmorgen aus der Christmette heimkehrte und eingeladen wurde, den beim warmen Ofen aufgestellten neuen Sessel in Besitz zu nehmen, war er ganz freudig überrascht und überhäufte seine „Mie“ wegen dieses passenden Geschenkes mit seinen besten Lobspüchchen. Er machte es sich in demselben bequem, schmorte in aller Gemütsruhe sein Pfeifchen und hätte ob des stillen Vergnügens beinahe sein Fröhlichkeit vergessen.

Kurz vor Mittag kam Tochter Gertrud aus dem benachbarten Städtchen an und führte hinter sich her einen Dienstmann, der ihr einen schönen Rohrstuhl nachtrug. Sie selbst hatte ein dazu gehöriges, von ihr selbst angefertigtes Sitzkissen in den Händen. Natürlich war ihre Enttäuschung und ihr Ärger nicht gering, als sie den Großvater bereits in einem neuen, von Großmutter geschenkten Lehnstuhl sitzen sah. Ersterer wollte dem lieben Kinde die Freude nicht verderben, machte darum gute Miene zum bösen Spiele und sagte schmunzelnd: „Ei, das ist ja schön, doppelt reißt nicht; jetzt kann sich Großmutter zu mir setzen.“

Eine Stunde später langte aus der fernern Provinzialhauptstadt der Herr Sohn an, welcher von einem Bahnbeamten sich einen für den Großvater bestimmten, sein gepolsterten Sessel nachbringen ließ. Den infolge dieser neuen Überraschung verursachten Austritt faur man sich leicht ausmalen. Großvater suchte wiederum zu trösten und zu beschwichtigen, indem er meinte, aller guten Dinge wären ja immer drei, und in dem gepolsterten Sessel könne er vortrefflich sein Mittagsschlächchen halten.

Bei der heiligen Dreizahl aber sollte es nicht bleiben, denn Hans, der langjährige Hausknecht, hatte damals auch von dem Wunsche seines Herrn gehört, und ein Tausendfüßler wie er war, hatte er ganz heimlich in den abendlichen Ruhestunden aus weißgeschälten Haselnußruten und Weiden einen leidlich schönen Sessel zusammengelocktet. Als des Abends das Gefinde zur Christbaumbescherung gerufen wurde, kam Hans ganz stolz und freudestrahlend mit seinem Machwerk herangedrückt, wurde aber natürlich nicht wenig überrascht und enttäuscht, als er vernahm, daß sein Sessel schon der vierte im Bunde sei.

Was nun machen, da an einen Umtausch des einen oder

anderen Stuhles nicht zu denken war? Endlich einigte man sich auf folgenden Plan. An den Wochentagen sollte Großvater den kräftigen, von Großmutter geschenkten Sessel benutzen, an gewöhnlichen Sonntagen den Hohlstuhl und an besonderen Festtagen den gepolsterten. Das Meisterstück des Hans sollte in der warmen Jahreszeit zu Ehren kommen, wenn Großvater draußen im Garten sein Ruhestündchen hielt. So fand die verwickelte Geschichte einen leidlichen Ausgang.

Schlummer erging es einem anderen Großvater, der zu Weihnachten einen von Großmutter, Tochter und Tante gemeinsam geschenkten Schlafrock erhielt. Das Geschenk gefiel ihm ganz ausnehmend, nur meinte er, der Rock hätte eine Hand breit kürzer sein können, damit er beim Treppensteigen nicht darauf trete. Die guten Frauen waren über diesen Tadel in etwa verdrücklich, indessen dachte eine jede im stillen bei sich: dem Fehler ist leicht abzuhelfen.

Als des Abends alles zu Bette ging, blieb Großmutter noch auf, schnitt von dem im Wohnzimmer hangenden Schlafrock rundum ein handbreites Stück weg und stellte den verloren gegangenen Saum wieder her. Kaum war Großmutter zu Bette gegangen, als die vor lauter Sorge schlaflos gebliebene Tante sich leise ins Wohnzimmer schlich und den Schlafrock abermals um ein ansehnliches Stück verkürzte. In aller Morgenfrühe erwachte die Tochter, dachte sofort an den von Großvater gerügten Fehler und beschloß, durch sofortige Beseitigung desselben dem Besisten nach dem Aufstehen eine freudige Überraschung zu bereiten. Dem Entschlusse folgte die That auf dem Fuße nach, und der unglückselige Schlafrock wurde um ein drittes Stück kürzer.

Als der Großvater aufgestanden war und sich ins Wohnzimmer begab, fand er dort die drei Frauen bereits vor, welche sich, natürlich jede für sich, an der freudigen Überraschung des Großvaters weiden und als Urheberin derselben sich einschmeicheln wollten. Die Überraschung war denn auch allerdings eine große, aber keineswegs freudige, denn als Großvater den Schlafrock angezogen hatte, reichte er ihm nicht einmal mehr bis zu den Knien und sah nicht unähnlich einer verpöfchten Suppe. K.

### K o r r e s p o n d e n z.

**Mariinsk.** (Gouv. Taurien.) 9. Dezember 1901. Wenn ein gänzlich Fremder am Vorabend und am Morgen des Festes der Unbefleckten Empfängnis Mariä die vielen Fahrwerke in Mariinsk hätte einkehren sehen, so hätte er sich gewiß die Frage gestellt, was dies wohl zu bedeuten habe, und ob die Leute allein des Festtages wegen bei dem schmutzigen Wege gekommen seien. Auf seine Frage hätten die Festgäste wohl geantwortet: des Festes wegen wären wir wohl auch gekommen; allein es werden in unserer Kirche heute 2 Altarbilder geweiht, und deswegen haben wir den Weg nicht gescheut. Dies war also die Ursache, warum an diesem Tage die meisten Pfarrkinder des hiesigen Bistums nach Mariinsk gekommen waren.

Die Weihe der Altarbilder wurde vor der heil. Messe vollzogen; darnach folgte eine herzliche Ansprache von Seiten des Priesters und darauf das Hochamt.

Ich will nun weiter berichten, wie die Kirche zu diesen Altären kam: Als unser jetziger Pfarrer, Herr Vater Jagulow, hier ankam, was im Februar dieses Jahres geschah, äußerte er den Wunsch, in der Kirche zwei Nebenaltäre zu besitzen. Dieser schöne Wunsch bekam bald Leben, indem der hochwürdige Herr Hand ans Werk legte und auf Mittel sann, wie dieses zu bewerkstelligen sei. Allenlich nahm der Plan feste Gestalt an, und der Herr Vater richtete sein Auge auf zwei seiner Pfarrkinder; diese hat er, von ihrem Überfluß, welchen sie doch als Segen Gottes betrachten müssen, etwas für die Kirche zu schenken und zwei Nebenaltäre aufzurichten.

Der Anfang war gemacht, und Gott segnete sichtlich das begonnene Werk, denn beide Personen gaben das Wort, die Kosten zu gleichen Teilen für genannte Altäre zu tragen. Sogleich wurde ein Meister aus Warschau bestellt; von dessen vorgelegten Zeichnungen wurde eine für beide Altäre gewählt, jedoch mit verschiedenen Bildern, und im Preise von 1,650 Rbl. in Warschau bestellt. Einpackung und Zustellung bis hier auf Rechnung der Besteller. Im ganzen konnten beide Altäre mit Kreuzfixen, Leuchtern, Altartüchern etc. auf 2,062 Rbl. Dieselben sind von Herrn Kasimir Chodjinski in Warschau aus Holz gearbeitet und sehr hübsch hergestellt; sehr gut sind

beide Altarbilder, der hl. Georg und der hl. Jakobus, ausgefallen; dieselben sind in einer Größe von 2 Arschin angefertigt.

Der Georgiusaltar ist von Herrn Georg Daitche aus Mariinsk, der Jakobusaltar aber von Herrn Jakob Kaufmann in Kutschubejewka gestiftet. Gewiß ein sehr gutes Werk von diesen beiden Greisen, denen der liebe Gott zum Wohlstand verholfen hat; ein recht christliches Zeichen der Dankbarkeit, an welchem Gott sein besonderes Wohlgefallen haben muß; denn dienen doch diese Altäre dazu, um darauf das wichtigste und hochheiligste Geheimnis unseres Glaubens zu feiern, um Jesus Christus im heil. Meßopfer Gott, seinem himmlischen Vater, darzubringen. Und wird nicht dieser liebevolle Heiland die kindliche Liebe der beiden Stifter segnen hier in diesem Leben und erst recht in der Ewigkeit? Gewiß wird ihnen dieses gute Werk mehr Nutzen bringen, als wenn sie das verausgabte Geld noch zehnfach verdoppelt ihren Erben zurückgelassen hätten; denn was wir für die Welt thun, wird auch mit derselben zu Grunde gehen; was aber für Gott gethan wird, das bleibt in Ewigkeit.

Gottlob und Dank! der christliche Wohlthätigkeitsinn ist unter unsern katholischen Bauern noch nicht ausgestorben; noch haben dieselben Sinn für etwas Höheres, Himmlisches. Als Beleg dafür kann doch gewiß das edle Werk beider genannter Herren dienen. Ich will jedoch noch einen weiteren Beweis dafür aufstellen: Herr Hochwürden Jagulow ist ferner noch bemüht, für die hiesige Kirche Stationsbilder, einen Tragalgar und eine Auferstehungsfigure anzuschaffen, was ungefähr auf 500 Rbl. kommen wird. Das m. ite ist schon gethan, um diese Summe zusammenzubringen, und das noch fehlende Geld wird gewiß noch gesammelt werden.

Daß noch viele Pfarreien ohne Kirchen sind oder auch nur armelig ausgestattete Kirchen besitzen, ist nicht den Pfarrkindern allein auf Rechnung zu schreiben, als ob dieselben keinen Opfersinn hätten. Es muß auch jemand da sein, der das Gesicht hat, diesen Opfersinn zu wecken. K . . . . . h K . . . . . m.

**Kottshubjewka.** (Gouv. Taurien.) Endlich ist das Wetter so geworden, wie es der Landmann gerne hat. Nachdem hier seit Ende September kein ordentlicher Regen war, und die meiste Zeit trockene Fröste sogar bis zu 10° Reaumur geherrscht hatten, ging am 4. Dezember der erste bedeutende Regen nieder, und seitdem regnet es jeden Tag. Am 8. und 9. Tag und Nacht ohne Aufhören. Man hat jetzt wieder mehr Hoffnung auf das Wintergetreide, denn die Erde ist naß und auch das Wetter schon warm. Es mußte aber auch so kommen, wenn nicht alles verloren sein sollte; denn viel Roggen und Winterweizen war bis jetzt noch nicht aufgegangen, und was aufgegangen war, stand armelig da.

Christlian Moser, Lehrer.

### F r e i s s i m m e n.

**Iur Lage in Südafrika** schreibt das „Journal de St. Petersbourg“:

„Schon zum drittenmal fällt das Weihnachtsfest in die Zeit des Kampfes zwischen den Engländern und den Buren in Südafrika, und es war am 23. Dezember vor zwei Jahren, wo Lord Ritzgener (lies Ritschener), damals Kommandant der ägyptischen Truppen, als Generalkapitän des Lord Roberts nach Südafrika geschickt wurde. Trotzdem kann man das Ende dieses entsetzlichen Krieges, der schon so viele Opfer gefordert und große, eifrig friedliche und blühende Landstrecken mit Ruinen bedeckt hat, noch nicht absehen. Der hartnäckige Widerstand, den die Burenkommandos den britischen Truppen leisten, hat in der letzten Zeit sogar zugenommen. Die Depeschen Lord Ritzeners lassen in dieser Hinsicht keinen Zweifel, und es sind dieses Mal keine Folgen, die der Oberkommandierende der britischen Truppen in Südafrika melden kann.“

Auch die „Rov. Wr.“ spricht von der augenblicklichen, für die Buren günstigen Lage auf dem Kriegsschauplatz und schließt folgendermaßen:

„Wie dem auch sei, man kann nicht umhin, mit der Zeitung „Daily News“ (lies Daily News) übereinzustimmen, die da fragen: „Lassen sich bei diesem Weltkampfe des Rutes und der Tapferkeit wirklich nicht die Gefühle gegenseitiger Achtung gewinnen, welche zu einem ehrenvollen Frieden führen könnten? Dort in Südafrika thun beide Teile auf dem Schlachtfelde ruhmvoll ihre Pflicht, thun aber vor hier die unsrige, indem wir nach der Herstellung des Friedens streben? Ist es denn wirklich unerreichtbar, daß sich jeder von uns in seinem Kreise ein wenig Mühe gebe, den Frieden möglich zu machen und diesen lässlichen Zerwürfen an unseren besten und tapfersten Söhnen ein Ende zu bereiten?“ Gott gebe es, daß im anbrechenden Jahre 1902 ein Liebender Hauch des Friedens jener erreglichen Arbeit Einhalt thäte, die in diesen mehr als zwei Jahren selbst den Tod hätte ermben müssen!“

**Aus Welt und Kirche.**

**a) Inland.**

**Saratow.** Samstag, den 22. Dezember wurden in der Kathedralkirche die feierlichen Exequien für den verstorbenen Hochw. Bischof **Franz von Bortmann** abgehalten. Um 9 Uhr begann das Offizium, worauf das Hochamt folgte, celebriert von Seiner Excellenz, Unserem Hochwürdigsten Herrn Bischof unter Assistenz des Kapitels und der Zöglinge des Seminars. Der hl. Messe wohnten viele Gläubigen bei. Der Herr verleihe dem Verbliebenen die ewige Ruhe!

**Moskau.** In der Stadt verbreitete sich die Nachricht von einem furchtbaren Verbrechen, dem drei Personen, eine Mutter mit ihren beiden Töchtern, zum Opfer gefallen seien. In dem Hause der Strelnowaja am Chamowinskjeski Perentof wurden die Frau Klara und ihre 18jährige Tochter Martha als gräßlich verstümmelte Leichen vorgefunden, während die 9jährige Jadwiga noch schwache Lebenszeichen von sich gab. An der räuberischen Absicht der Verbrecher ist nicht zu zweifeln, da das Gerücht ging, die Klara sei reich und bewahre in einem Koffer 50,000 Rbl., den Erlös eines verkauften Landbesizes auf.

**Charkow.** Unter ganz außerordentlichen Umständen ist einer telegraphischen Meldung der „Now. Wr.“ zufolge auf der Katharinenbahn ein schweres Verbrechen verübt worden. Mit dem Warenzuge fuhr ein Artelstschif, der eine Summe von 30,000 Rbl. bei sich trug, um auf verschiedenen Stationen Zahlungen zu befragen. Während der Fahrt war er um der Zerstreuung willen auf die Lokomotive gegangen und spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen blieben zunächst erfolglos, bis man endlich unter den Kohlen der Feuerung einen Teil einer menschlichen Ferse herauscharrte. Wahrscheinlich wurde der Artelstschif von dem Maschinisten und Heizer erschlagen und beraubt und der Leichnam nachher ins Feuer geworfen.

**Petersburg.** General **Grodetow** berichtete am 6. Dezember telegraphisch, daß der Kommandeur der Transbaikalischen Artilleriedivision Oberst **Trman** am 28. November beim Dorfe Tschumo eine Chunchusenbande in der Stärke von über 2,000 Mann unter dem Befehl von Wanlouchu zerstört hat. — Anfang November bezog Wanlouchu mit 2,000 Chunchusen ein Winterquartier im befestigten Lager beim Dorfe Tschumo, nachdem er bedeutende Munitions- und Verpflegungsvorräte und über 200 Stück Vieh dajelbst konzentriert hatte. — Seine Kräfte allmählich verflärfend, begann Wanlouchu Räubereien und Gewaltthätigkeiten gegen die Mongolen zu verüben, infolgedessen eine Deputation von den mongolischen Fürsten mit der Bitte um Schutz bei unseren Militärautoritäten in Zizifar und Girin erschied. Gleichzeitig bedrohte die Bande Wanlouchus die friedlichen Einwohner der Stadt Bodune. Angesichts dessen erging von General Grodetow der Befehl, die Bande zu vernichten, zu welchem Zweck eine Kolonne unter dem Befehl des Obersten Trman vorgeschoben wurde. Die Verluste des Gegners waren sehr groß; erbeutet wurden eine Menge Gewehre, Vieh und Pferde. Auf unserer Seite wurden 3 Artilleriekosaken, 1 Kosak des Argun-Regiments und 4 Rundschafter verwundet, darunter einer tödlich und zwei sehr schwer. An Pferden wurden 11 getödet, darunter eines unter dem Obersten Trman. Wanlouchu flüchtete in das Innere der Mongolei. Am 29. November trafen unsere Infanterie und Fußartillerie ein, nachdem sie einen letzten Marsch von 60 Werst zurückgelegt. Die Temperatur während des Marsches und Kampfes überstieg 20 Grad Frost.

**Kurland.** Ein Bauernhilfsverein ist dem „Rig. Tgbl.“ zufolge in Wliden (Kreis Tschum) in der Bildung begriffen. Die Statuten desselben enthalten folgende Hauptpunkte:

Jeder, der als Mitglied dem Verein beizutreten wünscht, zahlt, mit dem 22. Lebensjahr beginnend, 2 Rbl. jährlich in eine Vereinskasse. Will jemand mehr zahlen, so steht ihm auch das frei, worauf hin er dann in schweren Zeiten oder nach zurückgelegtem 55. Lebensjahr eine entsprechend größere Unterstützung erhält. Zweck und Aufgabe des Vereins ist, Mitgliedern, die das 55. Jahr überschritten haben oder auch bei jüngeren Jahren nicht mehr ihren Unterhalt zu erwerben vermögen, Unterstützungen zu verabsolgen. Damit der Verein sofort in Thätigkeit treten könne, hat die Gutsherrin Fürstin Lieven in die Vereinskasse 5,000 Rbl. als Grundkapital eingezahlt. Dieses

Grundkapital soll unantastbar sein, und davon dürfen zur Unterstützung der Mitglieder nur Prozente in folgender Art ausgezahlt werden: in den ersten 10 Jahren dürfen zur Ausreichung von Unterstützungen nicht mehr als 15% von den eingelaufenen Zinsen verwandt werden, während die übrigen 85% zum Grundkapital geschlagen werden müssen. In den folgenden 10 Jahren können zu Unterstützungen schon 20%, danach 30% u. s. w. benutzt werden, bis der zu Unterstützungen verwendbare Teil der Renten des Grundkapitals 50% erreicht hat. Diese Höhe der Prozente zu Unterstützungs Zwecken ist bis zu dem Zeitpunkt beizubehalten, bis durch das alljährliche Zuschlagen der unverteilt gebliebenen Renten das Grundkapital auf 100,000 Rbl. angewachsen ist. Die Höhe der Unterstützung, die jedes Mitglied erhält, ist: 1) die Summe, die dasselbe bis zum Empfang der Unterstützung in die Kasse eingezahlt hat (ohne Prozente,) und 2) eine gewisse alljährliche Unterstützung bis an sein Lebensende.

**b) Ausland**

**Rom.** Der hl. Vater hielt eine Ansprache an die Kardinals, in welcher er gegen die Vorlage über die Einführung der Ehescheidung in Italien Protest erhebt. Kraft seines ehrwürdigen Alters, der Autorität seiner apostolischen Worte und der väterlichen Gesinnung gegen das gemeinsame Vaterland mahnt und beschört er alle jene, welche das geplante Gesetz zu beraten haben, die Vorlage abzulehnen. Sie möchten ernst erwägen, daß der Bund der Ehe nach göttlichem Rechte unauflöslich sei und niemals durch menschliches Gesetz gelöst werden könne. Daher könne die Ehe nicht durch staatliche Gewalt geschlossen und aufgelöst werden. „Die civilrechtlichen Folgen der Eheschließung regelt die staatliche Gewalt; weiter zu gehen verbietet ihr das göttliche Gesetz.“ Wenn auch in anderen Staaten die Ehescheidung durch Staatsgesetz gestattet sei, so könne man sich darauf um so weniger berufen, als die Kirche immer ihre Stimme dagegen erhoben habe; sie werde auch jetzt ihre Pflicht nicht vergessen und das ihr zugefügte Unrecht nicht schweigen hinnehmen. Nachdem der Papst auf die Gefahren der Ehescheidung hingewiesen hat, spricht er die Hoffnung aus, die Abgeordneten würden den Gesetzesentwurf ablehnen, da sie der ererbten Religion gegenüber nicht taub seien und das gesunde Urtheil und die praktische Umsicht besäßen, welche den Zeitgenossen von Natur beschieden seien. Zum Schluß fordert der Papst die Kardinals auf, Gott zu bitten, er möge Italien in schweren Zeiten schützen.

**Irland.** Die Verhältnisse in Irland nehmen wieder ein sehr bedenkliches Aussehen an. Der Kampf zwischen Großgrundbesitzern und Pächtern in verschiedenen Theilen scheint zu einer Krisis führen zu sollen, wie sie in Irland noch nicht vorgekommen ist. Seit einigen Monaten schon hat es in ganz Westirland unter den Pächtern gegärt. Einige irische Parlamentsabgeordnete haben sich der Pächter angenommen. Letzthin haben sich nun die Pächter zusammengethan und Deputationen an die Großgrundbesitzer gesandt, die eine Reihe von Forderungen vortragen sollten. Diese laufen in der Hauptstadt darauf hinaus, daß die Landlords das Beispiel Lord Dillons befolgen sollten, der sein Land an die Pächter verkaufte. Bis die Verkäufe aber abgeschlossen werden könnten, solle den Pächtern von jedem Pfund Sterling Pacht 6 Schilling 8 Pence lassen werden. Die Großgrundbesitzer lehnten natürlich diese Forderungen ab, und die Pächter haben darauf, dem Räte ihrer Führer folgend, sich geweigert, weiter die Pacht zu zahlen. Die Folge davon ist, daß der Kampf mit der größten Schärfe fortgeführt wird und die Landlords bereits eine ganze Anzahl Pächter gewalttham an die Luft setzen ließen. Einer der beteiligten Großgrundbesitzer erließ ein Rundschreiben an seine Pächter, in dem er darauf hinweist, daß der Weg, den die Pächter zu beschreiten im Begriff ständen, ein äußerst gefährlicher sei, und daß, falls die Pacht nicht bezahlt werden sollte, er rücksichtslos die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen werde. Die Pächter entsprachen dieser Aufforderung nicht, und so wurden sie sofort verklagt. Sie haben nun eine Vereinigung zur Verteidigung gegründet. Die Regierung verbot eine Versammlung, die zu Gunsten der Pächter stattfinden sollte. Eine besondere Abtheilung von über vierhundert Polizisten ist über einen ganzen District verteilt, um die Ruhe aufrecht zu erhalten. Es verlief aber ohne Ruhelörungen. Die Vereinigung der Landwirte von Ulster sandte eine Abordnung zum Ersten Se-

freität für Island; dieser lehnte es aber ab, die Vertreter zu empfangen. Dieses Vorgehen der Regierung hat in ganz Nordirland Aufregung hervorgerufen.

**Schweiz.** Die katholische Universität in Freiburg zählt in diesem Wintersemester 413 Studierende, wovon 351 immatrikulierte; Zuwachs gegenüber dem Sommersemester 54 Studenten und 14 Hörer. Auf die theologische Fakultät kommen 157 Studierende, auf die juristische 77, auf die philosophische 94 und auf die naturwissenschaftlich-mathematische 87. 173 Studierende sind Schweizer, 86 Reichsdeutsche, 25 Österreicher, 21 Russisch-Polen, 13 Amerikaner, je 6 Franzosen und Ungaren, je 5 Italiener, Holländer und Luxemburger, 3 Türken, 2 Rumänen, 1 Spanier.

In der Schweiz sind nach neuester Zählung ca. 1,300,000 Katholiken.

**Südamerika.** Der Zwischenfall zwischen Chile (lies Eschili) und Argentinien, welcher erst kürzlich soweit gediehen war, daß der sofortige Ausbruch des Krieges zu befürchten stand, scheint nach den neuesten Meldungen wenigstens in Argentinien nicht mehr für so ernsthaft gehalten zu werden, als daß sie die Möglichkeit eines friedlichen Abchlusses ausschließen. Zurückschließen war derselbe auf zwei Ursachen: 1) auf einen Einfall argentinischer Truppen in das zwischen beiden Republiken strittige Gebiet, und 2) auf die chilenischerseits in Angriff genommene Herstellung von Straßen in einem von beiden Staaten beanspruchten Teil der Cordillieren. Argentinien verlangte, daß Chile mit dem Straßenbau nicht weiter fortfahre; Chile antwortete darauf, daß es die Straßen nur mit Rücksicht auf die mit der Feststellung der Grenzen beauftragte Kommission ausführen lasse, um deren Arbeiten in dem unwegsamen Gebiete zu erleichtern. Nach Abgabe dieser Erklärung, welche dem natürlichen Wunsch entsprang, die Grenzberichtigung zu beschleunigen, wurde von Chile die Zurückschiebung der in das strittige Gebiet eingerückten argentinischen Streitkräfte verlangt; es sollte der vorerstige Schiedspruch des Königs von England abgewartet werden. Dies der Sachverhalt. Offenlich entwickelt sich aus dem Kriegesgeschrei und den Kriegsdrohungen in den beiden südafrikanischen Republiken nicht der Krieg selbst.

**Frankreich.** In sechs Monaten wird Frankreich die Neuwahlen für die Kammer haben. Jetzt bereits machen die verschiedenen Parteien Vorbereitung, um ihren Mann zu stellen. Auch die Katholiken scheinen diesmal ernstlich gewillt zu sein, eine Aktion größeren Stiles durchzuführen. Wenigstens hat die parlamentarische Gruppe der Aktionen liberalen, welches Wort hier nicht im niedrigen Sinne gebraucht wird, einen Aufruf erlassen, welcher das Zusammenstehen aller Gutgesinnten fordert, um endlich die Aufräumung mit der jetzigen Gewalt Herrschaft durchzusetzen. Gezeichnet ist der Aufruf an erster Stelle von Jakob Bion, einem begeisterten Patrioten, der einmal wohl noch berufen sein wird, in seinem Vaterlande eine größere Rolle zu spielen. Ebenderselbe hat auch die Schlussrede ein rheinisches Meisterstück, auf dem am Sonntag den 17. Oktober geschlossenen Kongress der Katholiken der Norddepartements in Lille (lies Bill) gehalten. Der Kongress war ungemein gut besucht. Der öffentlichen Schlußversammlung wohnten 6000 Teilnehmer bei. Bion behandelte die gegenwärtige Lage der Katholiken Frankreichs, die beispiellos sei. Jeder Franzose, der noch an Gott glaubt, werde von der herrschenden Macht nicht nur der Ehrenstellen beraubt, sondern es ist ihm einfach das bürgerliche Recht entzogen. Es wird auf die Sittenerverbnis der ganzen Nation abgesehen. Der Widerstand ist schwach, trotzdem es nicht an Kräften fehlt. Nicht nur die Scharfsichtigkeit, die Stumpfsinnigkeit fehlt, — die Verwirrung in unseren Reihen, das Fehlen jeder Organisation entnützt am meisten. Aber das Land kann noch gerettet werden; das Heil kann selbst von da kommen, woher es niemand erwartet. Wenn das neue Vereinsgesetz für die Religionen ungemein streng, hart ist, so begünstigt es alle anderen Vereine. Darum schlägt Bion einen Volksverein, der ganz Frankreich umfaßt, ähnlich wie ihn das katholische Deutschland längst besitzt, vor, der bald tausend und tausend Anhänger zählen müßte. Aber eine Organisation erzielt nur Erfolge mit einer strengen Disziplin und einem genauen Programm. Man möge die Disziplin der Sozialisten nachahmen. Heute mache er den Aufruf; der Kampf ist den Katholiken Frankreichs aufgezungen, sie müssen ihn aufnehmen. Die Wirkung der großartig

ausgeführten Rede ist überwältigend; eine stürmische Ovation wurde dem Redner bereitet. Zuletzt erhob sich der greise, 82 Jahre alte Weihbischof von Cambrai, (lies Stambre) der bereits wiederholt von der Regierung gemahregelte Mgr. de Lydda. Mit 82 Jahren, sagte der Bischof, hält man keine Rede mehr, aber er wolle an das Wort Gambettas erinnern: „Wie werden die Katholiken nicht töten, aber wir werden sie ruinieren.“ Er zählt dann alle Bedrückungen, die die Katholiken seit 20 Jahren erlitten, auf und sagt: Entweder haben wir bei den nächsten Wahlen eine vernünftige Kammermehrheit, oder wir sind verloren. Darum gebe er heute eine Parole: Von heute an bis zu den Wahlen dürfen keine neuen Wohlthätigkeitswerke unterstützt werden, alle Quellen christlicher Wohlthätigkeit müssen dem Organisationskomitee für die Wahlen zufließen. Diese Rede wurde freudig aufgenommen. Nachdem auch die katholischen französischen Damen eine Liga zum Zwecke der nächsten Wahlen gebildet haben, steht zu erwarten, daß die Katholiken aus der jahrelangen lethargie erwachen und mutig in den Kampf eintreten. Bezüglich der Kongregationen, die um Genehmigung nachsuchen, so sind ihre Gesuche gegenwärtig bei den Gemeinden in Behandlung; sehr viele Gemeinden sprechen sich für die Beibehaltung dieser Klöster aus, namentlich sind die Kapuziner und Trappisten beliebt. Auch der ehemalige Minister des Außen, Ribot, (lies Ribot) der sicher nicht im Rufe des Merkantilismus steht, hat am 18. November in der Kammer eine glänzende Rede zu Gunsten der Missionäre im Orient und in China gehalten.

## Weihnachtsbitte \*)

für die schwarzen Heidenkinder in Afrika.

Weihnachtengel ich' ich wallen  
Eilig hin von Haus zu Haus.  
Weihnachtsglocken hör' ich schallen  
Hell in Nacht und Sturmgebraus.  
Engel klopfen an die Herzen  
Bittend an mit zarter Hand:  
„Denk beim Glanz der Weihnachtskerzen  
Auch ans ferne Heidenland.  
„Denk an eure schwarzen Brüder!  
„Gebt, w. s. lindert ihre Not.  
„Rettet! rettet! ruß' ich wieder,  
„Sie von Nacht und Sündentod!  
„Bete! Opfert eure Gaben  
„Opfert gern mit hoher Hand,  
„Wollt ihr jeß die Armut laßen,  
„Iß' des Heiles Unterpfand,  
„Jesus wird euch ewig lohnen,  
„Was ihr Gutes hier gethan.  
„Sollt' bei Ihm im Himmel wehnen  
„Nach wobltrachteter Groenapn.  
„Gott vergelte eure Liebe  
„Mit der reinsten Weihnachtsfreud',  
„Schirm' euch stets im Weltgetriebe  
„Bis zur sel'gen Ewigkeit.“

(R. u. A.)

Wer die Stimme des Weihnachtengels hört und von Mitleid gerührt, den lieben Heidenkinder ein Geschenk machen will, wird gebeten, dasselbe an die nachstehende Adresse zu übersenden:

Станция Ю. Э. ж. д. Раздольная М. Новятова  
Капеллану К. Келлеру.

## A u e r l e i.

Ein „Menschenfreßer.“ In einem Städtchen trat eine wandernde Theatertruppe auf. Zu den Vorstellungen kam jedoch niemand. Die Künstler gingen an zu hungern. Da verkündete eines Tages der Theaterzettler: „Während der heutigen Vorstellung wird der neugewagte Menschenfreßer einen lebenden Menschen verschlingen.“ Abends war das Theater überfüllt. Das Publikum wartete hochklopfenden Herzens auf die aufregende Vorstellung. Der Vorhang ging in die Höhe. Nachdem verschiedene Nummern „abgewickelt“ waren, erschien der „Menschenfreßer“ in einer blutroten Gewandung. Ein Beifallssturm brauste ihm entgegen. Er aber sprach: „Me ne Damen und Herren! Der Aufkündigung gemäß werde ich sofort einen lebenden Menschen verschlingen.“ „Bravo! Bravo!“ tobte man vor Entzücken. „Aus diesem Grunde bitte ich, daß eines der Herrschaften zu mir aufs Podium kommt.“ Im Augenblick war das Theater leer. Die schlauen „Künstler“ konnten sich aber wenigstens einmal satt eßen.

\*) Wegen verpateter Einsendung konnte dieses Gedicht in die Weihnachtsnummer nicht aufgenommen werden.

— Das Abenteuer eines Kronprinzen. Der Kronprinz von Griechenland hatte, wie aus Athen berichtet wird, ein lustiges Abenteuer, als er in den Jagdgehegen der königlichen Güter in Dekelea jagte. Zwei Soldaten, die eine Person in Sportkleidung sahen, wiesen darauf hin, daß Schießen auf königlichem Gebiet gesetzlich wäre. Da der Prinz diese Warnung nicht beachtete, ergriffen sie ihn beim Kragen und befohlen ihm, sie zu der nächsten Polizei zu begleiten. unterwegs versuchte der Prinz es mit einer Bestechung, was aber zur Folge hatte, daß seine Wächter ihn für den übrigen Teil des Weges buchstäblich „verhafteten“ und dann vor dem Polizeibeamten ihn auch noch der versuchten Bestechung anklagten. Als der Prinz nach seinem Namen gefragt wurde, offenbarte er seine Identität. Die Unruhe, die in die beiden Soldaten durch seinen Namen verbreitet wurden, verbandelte sich in eitle Freude, als er ihnen zweimal soviel Geld reichte, wie er ihnen als Bestechung geboten hatte.

Redacteur-Herausgeber S. Kruschinsky.

WELT-AUSSTELLUNG PARIS 1900.

**GELDSCHRANK-FABRIK**

**W. MOELLER, MOSKAU,**  
Rostdestwenka, Haus Dshamgarow.

Bei den letzten Riesenbränden in Moskau, S. Hirschmann & Sohn, dergleichen Maier & Mirreless, bewährten sich einzig die Schränke der Moskauer Geldschrankfabrik W. Moeller. Sämtliche Wertpapiere und Dokumente bleiben unverwundet. Der Inhalt anderer Geldschränke—erster deutscher und englischer Fabriken verlorholte dagegen.

Illustrirte Preisliste auf Verlangen.

\*\*\*\*\*

**Specielles Magazin**  
mit  
Farben, Lacken, Firnissen,  
Drogerie-  
und Schiffswaren  
und  
allem Zubehör für Maler.

**Pawel Petrowitsch**  
**Asorow**

Klein- u. Großhandel  
Saratow,  
Moskauer Str., unter dem  
Bezirksgericht.  
Telephon № 511.

\*\*\*\*\*

Schreibtenstiften-Niederlage

**A. J. Fedin**  
u. **W. J. Pokrowski**  
Alexandersstr., Haus 1110, zwi-  
schen dem Theaterplatz u. der  
Deutschen Straße.  
Telephon № 422.

Fensterglas der Fabrik  
**W. A. Paschkow**  
im Magazin **J. J. Pell**  
Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer  
Str., zwischen der Nikolaj. u. Alexand.  
Specieller Handel  
mit böhmischem, halbweißem u. mat-  
tem Glas. Ebenso ist Preis zu haben:  
Farben-Muster- u. Spiegelglas, Spie-  
gel versch. Fabrike, Diamanten zum  
Glaspfeiden, Otonometern aus  
Guss, Bilderrahmen, Bilder, Lam-  
pengläser u. Dohle.

Klein- u. Großhandel.  
Alles zu Fabrikpreisen.  
Telegrammadresse: Saratow—Zeu.  
Telephon № 459.

**Die Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie**  
in Frankreich

beehrt sich, die Herren Mühlenbesitzer zu benachrichtigen,  
daß sie den Alleinvertrieb ihrer

**Mühlsteine**

für die Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astra-  
chan ihrem Vertreter **Hrn. Alexander Borell** in Saratow  
übertragen hat, und bittet bei Bedarf sich an denselben un-  
ter folgender Adresse zu wenden: Саратовъ, ул. большой  
Сергиевской и Солонной ул., свой домъ „Магазинъ  
Саринковъ.“

Den Herren Mühlenbesitzern zur aest.  
Beachtung.

Nachdem ich die Mühlsteine der Firma  
**Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie**  
IN FRANKREICH

mit bestem Erfolg als erster in den Gouv. Saratow, Sa-  
mara, Simbirsk und Astrachan eingeführt, haben sie wegen  
ihrer vorzüglichen Eigenschaften allseitige Anerkennung ge-  
funden und stehen konkurrenzlos da. Ich übernehme jede Ga-  
rantie für die Güte derselben und bin bereit, falls sich bei  
einem Mühlstein irgend welcher Mangel herausstellen sollte,  
denselben gegen Rückzahlung des Betrages und Vergütung  
der Fracht zurückzunehmen. Auch führe ich aus erster Hand  
direkt aus dem Auslande von den Fabriken Leder-Kamel-  
haar- und sonstige Riemen, sowie Instrumente zum Be-  
hauen der Steine (Wissen) und Seidencylinder, zu folgen-  
den Preisen:

23 Versch. breit.	19 Versch. breit.	23 Versch. breit.	19 Versch. breit.
Preis pro Arschin	Preis pro Arschin	Preis pro Arschin	Preis pro Arschin

№№		№№	
0—00.	2 R. — R.	1 R. 80 R.	6 2 R. 60 R. 2 R. 40 R.
1.	2 " 10 " 1 " 90 "	7 2 " 70 " 2 " 50 "	
2.	2 " 20 " 2 " — "	8 2 " 80 " 2 " 60 "	
3.	2 " 30 " 2 " 10 "	9 2 " 90 " 2 " 70 "	
4.	2 " 40 " 2 " 20 "	10 3 " — " 2 " 80 "	
5.	2 " 50 " 2 " 30 "	11 3 " 10 " 2 " 90 "	

Überfende auch per Post Lieferungen über 20 Rbl.  
auf meine Rechnung. Postnachnahme, sowie Sendungen un-  
ter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer.

Adresse: Саратовъ, Александру Андреевичу Борель на углу  
большой Сергиевской и Солонной, свой домъ.

Saratow, Ecke der großen Sergiew-u. Salzstraße im  
eigenen Hause, Sarpinka-Magazin unweit vom Abendmarkt.  
Adresse für telegraphen: Саратовъ, Александру Борель.

**Alexander Borell.**

Bitte nicht zu verwechseln mit  
Erlanger, welcher im Hause des  
Weihändlers Borell wohnt.